

DAS BUCH UND SEIN WURM

In einem Kriminalroman des amerikanischen Autors Ross Thomas – im Original *No questions asked*, auf Deutsch *Schreie im Regen* – geht es um eine gestohlene Ausgabe des Plinius. Dieses aufwendig gedruckte antike Werk befindet sich in der Obhut der Library of Congress in Washington, D. C., gehört ihr aber nicht. Wie der zuständige Bibliothekar dem ermittelnden Privatdetektiv erklärt, wurde der Band offiziell abgeholt, nachdem die Bibliothek sich nicht in der Lage gesehen hatte, die 400.000 Dollar, die der Besitzer für den Verkauf des Werkes Erlösen wollte, aufzubringen. Dummerweise ist der für die Abholung engagierte Versicherungsvertreter mit dem fraglichen Werk verschwunden, vermutlich überfallen worden von Menschen, die für sein Leben und die Rückgabe des Buches einen hohen Preis ausschlagen wollen.

Die Sache geht auf mehreren Ebenen schief, und es stellt sich erst nach hundert Seiten heraus, dass der Versicherungsvertreter seine Entführung vorgetauscht hat. Als der ermittelnde Privatdetektiv das herausfindet, ist der Dieb bereits tot, da er sich mit den falschen Freunden eingelassen hat. Ganz am Ende gibt es den Showdown mit Plinius: Der Foliant soll des Nachts am Pier von Santa Monica übergeben werden, dort aber kommt es zur Schießerei. Der Foliant mit dem frühen Druck fängt sich eine Kugel ein und rettet so den Privatdetektiv, der zu diesem Zeitpunkt das Werk gerade in der Hand hält, um es den rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben. Wir Leser bedauern, dass das Werk Schaden gelitten hat. Bei Ross Thomas gibt es jedoch – ungeachtet zahlreicher Toter – ein Happy End, weil ein Käufer auftaucht, der eben solche Kulturstücke sucht, die durch Gewalt zu Schaden gekommen sind. Der Plinius wechselt den Besitzer für das Doppelte des ursprünglich veranschlagten Preises.

Schadensbilder und Traditionsbildung

Die Enzyklopädie des Plinius, *Historia naturalis*, entstand im 1. Jahrhundert und kannte noch kein Schießpulver, versammelt sonst aber so ziemlich das gesamte Wissen der Antike. Der gelehrte Autor war mit den amerikanischen Verhältnissen der 1970er Jahre unvertraut und ahnte vermutlich nicht, dass beschädigte Bücher höher bewertet werden können als unbeschädigte. Auch

aus heutigem Gesichtspunkt ist das die exzentrische Ausnahme, denn natürlich wollen wir Kultur erhalten und Bücher nicht beschädigen. Aber was heißt Beschädigung?

Zwei Beispiele: In der Universitätsbibliothek Leipzig werden Briefe aufbewahrt, die stark versengt sind. Das rührt vermutlich von einem Brand im Jahre 1943 her, als erstmals Bomben auf die Stadt fielen und auch das Verlagsarchiv, in dem die Briefe lagen, in Flammen aufging. Es gibt in Leipzig dann noch ein anderes Buch, welches von einem Schrapnell zerfetzt wurde. Auch dieses Kriegsoffer ist nicht mehr zu benutzen. Man sieht an beiden Beispielen, dass bestimmte Schäden Objekte mit zusätzlicher Bedeutung aufladen. Die Briefe bezeugen ein Kriegsgeschehen, nicht anders als das Buch mit dem Durchschuss, das wir in den oberen Etagen der Bibliotheca Abertina vermuten können, vielleicht in einem Büro, wo es sich zufällig aufhielt, statt mit den anderen Büchern den Weg in die Keller des Völkerschlachtdenkmals anzutreten, wo die allermeisten Bücher der Universitätsbibliothek Leipzig das Bombardement der Hauptbibliothek überlebten. (Dort fingen sich einige den Schimmel ein, aber das ist eine andere Geschichte.) Wenn mit Büchern etwas geschieht, wenn an ihnen etwas getan, wenn ihnen etwas angetan wird, dann verändert das die Wertigkeit des Objekts.

Bücher wurden in der Spätzeit der Handschriftenkultur und der Frühzeit der Druckkultur individuell angefertigt und stellen handwerkliche Produkte von nicht selten hoher Qualität dar. Beim Neubinden stark beschädigter Büchern erhebt sich immer wieder die Frage, ob man restauratorisch oder konservatorisch an das Objekt herangehen, ob man einen neuen Einband herstellen oder den alten flicken soll. Wo die wilden Kräfte der Natur herrschen und Schäden am Buch durch Würmer entstehen – weil Holzdeckel für Maden eine vorzügliche Nahrungsquelle darstellen –, sind wir uns meist sicher, dass wir radikaler einschreiten können und eher restaurieren als konservieren. Wir sprechen von Wurmbefall ähnlich wie von Schimmelbefall als einer anonymen Gefahr und bedauern die Zerstörung des Papiers sowie den Verlust der Lesbarkeit.

Man muss diese Perspektive nicht grundsätzlich bestreiten und kann gerne einräumen, dass das Buch als komplexer Kulturträger durch Verfasser, Drucker, Verleger, Binder usw. bestimmt wurde, Leserinnen und Leser zu finden und insgesamt in eine kommunikative Zirkulation zu treten. Dann allerdings steht dem nichts weiter als der brutale, unvorhersehbare Weltlauf gegenüber, der Unglücke produziert, denen auch Bücher zum Opfer fallen, was einfach nur beklagt werden muss. Man kann es jedoch auch anders sehen, denn allein von der Materialität des Buches her geurteilt, ist jede Einwirkung von außen erst einmal eine Veränderung, eine qualitative Transformation. Ob diese ein Unglück darstellt, ist eine Bewertung, die eine Reihe von nor-

mativen Voraussetzungen enthält, die beispielsweise festlegen, was ein Buch ursprünglich und eigentlich war.

Wir wissen etwa, dass die großen Bibliotheken kaum noch Werke in jungfräulichem Zustand besitzen – die Herzog August Bibliothek ist mit ihrem fürstlichen Bestand hier eine Ausnahme –, und halten dennoch den ältesten Zustand für den eigentlichen. In derselben Perspektive sind Notizen in Büchern generell unerwünscht und werden als nicht zum eigentlichen Zustand gehörend missbilligt, mit der bekannten Ausnahme, dass berühmte Persönlichkeiten ein Objekt auch durch Benutzung veredeln können. In der Universitätsbibliothek Leipzig beispielsweise machen die handschriftlichen Notizen von Johannes Kepler das Buch des Nikolaus Kopernikus über die Planetenbahnen von 1543 erst richtig wertvoll. Die Neubindung geraubter Bücher, beispielsweise in rotem Maroquinleder, wie für den französischen König üblich, galt lange Zeit als Verbrechen. Mit historischem Abstand betrachtet, sind die entsprechenden Exemplare auch ganz hübsch und erzählen jedenfalls eine spannende Geschichte.

Wurmbefall und Lektüre

Vermutlich jedoch kann man die Produkte des Bücherwurms, das heißt die insektenverursachten Löcher in Seiten und Einbänden, unter keinerlei Gesichtspunkten als ein äußeres Unglück so verstehen, dass ein materieller Mehrwert entstünde. So heißt es in einer Abhandlung von Paul Adam 1890 ganz realistisch:

Manche alten Bücher sind durch Wurmstich und Wasserflecken verunstaltet und verdorben. Diese beim Umbinden in einen einigermaßen guten Zustand zu bringen, erfordert viel Mühe und Sorgfalt. Gegen den Wurmfraß ist meist keinerlei Hilfe vorhanden, und man muß sich begnügen, Blatt für Blatt mit einer weichen Bürste auszubürsten, um Hülsen von Insektenpuppen und anderen Schmutz zu entfernen.¹

Der Wurm bzw. die entsprechende Käferlarve, um die es sich eigentlich handelt, müsste schon geometrisch eindrucksvolle Figuren gefressen oder auf so trickreiche Weise bestimmte Buchstaben zum Verschwinden gebracht haben, dass neue Lesbarkeiten entstehen – all das ist bislang nicht beobachtet worden. Der Anblick von Wurmlöchern wird allgemein mit einem Seufzer quittiert, wie unlängst von einer koreanischen Besucherin angesichts der in vier Bände

1 Paul Adam: Der Bucheinband. Seine Technik und seine Geschichte, Leipzig 1890, S. 29.

Tractatus notabilis de potestate Papae et concilii generalis.

Prologus in sequen-
tem tractatum incipit.

BL.
UNIVERS.
LIPS.

Vaniis vt ait beatus Hiero. Grandes materias
ingenia pua nō sufferant. Materia autē grande
et ardua censent doctrinaz q̄libet p̄ueniēte ad
fidei pietatē qm̄ nullibi q̄ in ipsa teste b̄to Au-
gustino p̄iculosus erat. cū sit iuxta apl̄m fun-
damentū supra qd̄ totius sp̄ialis edificij structura consurgit
Viget me tñ zelus domus dei cuius fundamentū p̄dictum a
xpo et apl̄is stabilitū p̄ eos. qui vident domestica dei et in for-
tem dñi p̄putati intus cor agitari. Contra quos. et si loqui nunc
aut sc̄atere quicqd̄ cepit. fossitan moleste ac̄apies s̄ceptū
sermonē q̄s tenere possibim̄ q̄s tenere de. h̄ in loco. Vox
enī plangentis audiet. ecclesie p̄loratus et v̄latus m̄tus. qz
nqn̄ iā a seuis tyrānis vt olim. aut ab h̄is q̄ foris sunt p̄ca-
tionem patiē. sed qd̄ ducius est a p̄p̄is filijs impugnat. Qd̄
eo certe grauius plāgit. q̄ in capite sedi se p̄cipita nonnullis
qui detrahē. vident. s̄mombus v̄tatis ad inc̄pandū tm̄o
eloquia d̄nnātes. In q̄m suis nouis dogm̄ibus sc̄o pa-
trum. q̄ tot et tantis miraculis claruerūt antiqua violātes de-
creta ac terminos. q̄s ipsi p̄st̄erant trāscunt. cū tñ teste b̄to
papa Rozimo. In cōuulsis radiabus v̄uere apud nos deat
antiquitas illa. q̄ decreta patriū reuerentiā sanxerunt nōnulla.
alias in iudicia et dogmatizare et at̄ceptare. extra xpi generale
vicariū nō verent. Quid est enī obsecro. illū aū in p̄sona Pe-
tri dictū. Tu v̄cabis q̄p̄as. et tibi dabo clauēs regni
caelōū. Et q̄ totaūq̄ ligaueris sup̄ terrā. erit ligatū et in celsis.
a subditis imp̄petatū. alia imp̄petatū ac̄ inhibere sub p̄mina-
tione penarū. nec nō et extra ip̄m anathematizato. m̄bat. p̄pe-
sionis sententias fulminare. Nunq̄d̄ m̄bra caput subijc̄t. aut
oues pastorē opp̄amet. aut serui p̄rillā familias eū que cōstituit
dñs. sup̄ v̄tutē suā. vt det illis in tpe tantā mensurā. foras eij-
cient sibi. et iudiciū v̄surpātes. ac naturālē rerū ordinē. p̄ue-
tentes. Profecto v̄rendū est. iā nos in illa fere tpa in adissa.
de quibus apl̄s imo p̄ apl̄m sanctus sp̄s. p̄testat. Qz ista.
rent tpa p̄iculosa. in q̄bus essent hoies elab. p̄terui. ac penitē-
bus inobedientes. Et q̄ in ip̄is enī tpi. bus. discussus essent
quidā a fide. ardentētes sp̄itūb? et v̄is. si enī prioris synago.

aa

Abb. 1: Die Narben dieser Seite sind durch Wurmfraß entstanden. Über die Struktur der Löcher kann der im 19. Jahrhundert separat gebundene Text mit seinen alten Nachbarn aus einem frühneuzeitlichen Sammelband lokalisiert werden. Rafael de Pornaxio: *De potestate Papae et concilii generalis*, Köln: Heinrich Quentell, 1480, Universitätsbibliothek Leipzig, Ed. vet. 1480, 11

gebundenen Gutenberg-Bibel der Universitätsbibliothek Leipzig, deren zweiter Band im Deckel Spuren des Wurmfraßes deutlich erkennen lässt.

Auch intellektuell kann man dem Wurm und seinem zerstörerischen Wirken nicht viel abgewinnen, selbst wenn man darüber zu philosophieren geneigt wäre, wie sich durch Löcher der druckerschwärzefreie Raum auf der Seite vermehrt. Wenn man über das Verhältnis des Gedruckten zum Ungedruckten auf der Seite nachdenkt, fallen einem neben den Rändern des Satzspiegels auch die Spatien ein, die für besonders große Wortzwischenräume sorgten und unterschiedliche Funktionen erfüllten, jedenfalls in der frühen Druckzeit.

Wurmlöcher weiten das Ungedruckte aus, fügen dem Werk sozusagen dreidimensionale Spatien bei, aber sie tun das mit schöner Regelmäßigkeit auch im unbedruckten Bereich, was so gesehen sinnlos ist (Abb. 1). Auch wäre es nur von mäßigem Witz, in eine Betrachtung darüber zu versinken, ob ein bestimmtes Wurmloch etwa in einer Kaiserchronologie gewisse Zeiträume markiert oder in einer Papstchronik beispielsweise das 8. bis 10. Jahrhundert betrifft. Man könnte fragen, warum die Larve im 10. Jahrhundert umkehrte und nicht zum 12. vorzudringen geneigt war, sondern stattdessen einen parallelen Gang zurück ins 8. Jahrhundert anlegte. Aber für solche Fragen ist die Wurmlöcherforschung noch nicht differenziert genug.² Ob eventuell die Bitterstoffe in der Bemalung einer Initiale zur Umkehr oder überhaupt zur Richtungsänderung Anlass gaben oder ob etwas Äußerliches – wie ein Temperatursturz im Magazin – es dem Insekt geraten sein ließ, nicht zu sehr in die Außenseiten des Bandes vorzudringen, ist heute so wenig beantwortbar wie die Frage, wo das Bücherfressen überhaupt einsetzt. Ein Käfer landet und legt Eier. Das Tier sieht eher Natur vor sich als Kultur, es sieht Holz und Papier, Leim und Farbe, wählt also auf keinen Fall nach Inhalt. Wenn man allerdings einräumt, dass Folianten am häufigsten Holzdeckelbände besaßen, die wiederum am häufigsten von Tierfraß befallen waren, kann man freilich die Literatur ein wenig eingrenzen und sagen, dass theologische, juristische und enzyklopädische Werke in jeder alten Bibliothek größere Einladungen an nahrungssuchende Tiere darstellen als kleinere Breviere oder flache Pappbändchen. Und nicht ganz unvernünftig könnte man weiter vermuten, dass überhaupt ein von Lesern und Bibliothekaren gänzlich verlassenes Buch in einer verschlossenen – für Insekten freilich zugänglichen – Bibliothek idealere Lebensbedingungen bietet als gut durchlüftete Wohnräume, in welchen die Bücher hin und her bewegt und vielleicht sogar gelegentlich abgestaubt werden.

2 Ein erster Ansatz stellt die Arbeit *A Study of Wormholes* von Walter Wilson Greg dar, der einen Fall gegeneinander verschobener Löcher untersucht (in: *The Library* 4/III 1922, S. 53-54). Die Studie umfasst zwei Seiten.

Der Buchkörper und seine wechselnde Verortung

Es geschieht nicht sehr oft, dass Bibliotheksregale abgestaubt werden, jedenfalls nicht systematisch, es gibt aber solche Episoden. Ich selber habe einmal in den Cevennen in Südfrankreich eine Bibliothek neu ordnen dürfen, die wohl zuletzt im frühen 19. Jahrhundert benutzt wurde und nun durch Verkauf einiger wertvoller Exemplare geflöhnt war. Sie musste im alten Raum, aber unter neuem Dach – dafür war der Erlös verwendet worden – neu aufgestellt werden, und ich glaube sagen zu können, dass alle Bücher das lebhaft begrüßten, sich jedenfalls gerne in das Schicksal ergaben, in neuer Anordnung längerfristig zugänglich bleiben zu können. Sie mussten mit dem Schmerz zurechtkommen, nicht zu den kostbaren Exemplaren gezählt worden zu sein, die man in den Verkauf gab, konnten umgekehrt aber auch erfreut darüber sein, nicht zu den miserablen Exemplaren zu gehören, die von Mäusen angefressen und zu deren Nestern umgewidmet waren. Denn auch solche Bücher kamen zum Vorschein, was am besten und deutlichsten bewies, dass die gesamte Bibliothek sehr lange Zeit nicht benutzt worden war.

Nun ging es bei der Neuordnung der französischen Privatbibliothek mit geschätzten sieben- bis achtausend Bänden um eine gewisse sachliche Aufstellung, bei der jedes Buch Nachbarn bekam, mit denen künftige Leserinnen und Leser etwas anfangen konnten. Kinderliteratur bei Kinderliteratur, lateinische Werke bei lateinischen Werken, ökonomische und statistische Werke nebeneinander wie literarische und philosophische usw. Die alte Ordnung war niemals protokolliert worden, und so würde die neue Ordnung nach kurzer Zeit als solche gar nicht mehr erkennbar sein, sondern schlicht für die gegebene gehalten werden.

Die materiale Identität des Buches setzt sich in der Identität seiner Verortung innerhalb der Bibliothek fort. Das ist die augenfällige Trägheit der Bibliothek, die uns oft genug beeindruckt. Jede Zeit kann zwar hier und da eingreifen und alles umändern, aber die Stille der folgenden Jahre lässt schnell einen gewissermaßen versteinerten Zustand dauerhaft erscheinen, macht aus jeder Büchersammlung unversehens eine alte Bibliothek.

Diese sekundäre Materialität des Buches innerhalb der Bibliothek, sein Ort und seine Verortung, ist im höchsten Maße ein kulturelles Produkt, nicht anders als der Herstellungsakt des individuellen Buches selbst. Wenn dem Buch seine erste Natur als Artefakt, also seine Kultur, zu einer materiellen Natur geraten kann, dann gilt das für die Bibliothek ebenso. Die Ansammlung von Büchern hat objektiv wie subjektiv ihre eigene Langsamkeit, verändert sich nach Füllung der Regale nur wenig. Die vielen bibliothekarischen Diebe, die mit großer Kenntnis wertvolle Werke aus den Regalen zogen und sie dem

freien Markt zum Fraß vorwarfen – wie einige Bibliothekare Frankreichs oder Italiens in den letzten Jahren –, blieben auch darum so lange unentdeckt, weil sie geschickt die Aufstellung der Regale manipulierten und immer wieder diesen Anschein erwecken konnten, dass sich hier nichts bewegt habe und alles seine alten Nachbarschaften bewahre.

Dass dem nicht so ist, dass Bibliotheken immer wieder umgeordnet werden, das zu beobachten und zu beschreiben macht Mühe. Lieber verstehen wir jegliches Umordnen als intellektuellen Fortschritt, wie ihn die Geschichten der Philosophie, der Wissenschaft und der Bibliotheken glauben machen. Gutgläubig haben wir so die Zäsur übersehen, die zur inneren Neuordnung der europäischen Bibliotheken im 18. und 19. Jahrhundert führte, wobei diese Veränderung auf dem Buchmarkt geschah und erst dann auf Bibliotheken übergriff. Im 18. Jahrhundert veränderte sich nämlich das Geschäft des Verlegens, Lesens und auch des Bindens insofern, als sich die Buchkultur in der bürgerlichen Gesellschaft verbreitete und Privatbibliotheken auch jenseits des gelehrten Standes im großen Stile üblich wurden. Neuere Literatur aus Frankreich, England und Deutschland definierte das Buch als einen Gegenstand, für den v. a. der Autornamen symbolischen Wert besaß und zur Bewerbung des Produktes eingesetzt wurde. Sammelbände gab es nur noch in Form von Anthologien oder Briefwechseln. In solchen Bänden waren mehrere Stimmen versammelt, wobei aber auch hier die Autorennamen prominent waren; typischerweise wurden sie verkaufsfördernd auf der Titelseite platziert.

Das war im 16. und 17. Jahrhundert noch anders, als Buchbindearbeiten ganz absichtlich zu so etwas wie einer Containerbildung in Bibliotheken führten und man in Sammelbänden Texte verschiedener Autoren zusammenbrachte.³ Dieses Prinzip der Aufbewahrung und Aufstellung verzögerte, aber verhinderte nicht die Auffindung der Texte, die durch den Katalog im Zusammenspiel mit der Signatur jederzeit unproblematisch lokalisiert werden konnten.

Der Sammelband als bibliothekarische Provokation

Die neue Lesekultur des 18. Jahrhunderts wirkte sich tatsächlich auch auf die Bibliotheken aus. Bibliothekare der Aufklärungszeit begannen mit einer Praxis, die sich bis ins 19. Jahrhundert fortsetzte, und zerlegten alte Sammel-

3 Das Sammeln von Bucheinbänden und das im 19. Jahrhundert einsetzende historisierende Neubinden von frühen Drucken oder Handschriften sind in der Geschichte des Buchbindens bekannt. Siehe Hellmuth Helwig: Einführung in die Einbandkunde, Stuttgart 1970, S. 124–126, S. 141.

bände, um die Schriften darin nach Autoren getrennt neu binden zu lassen. Diese auktorialen Werke fanden dann als schlanke moderne Bände Eingang in die Bibliothek, mit neuem Gewand, meist aus Pappe. So entstanden aus einem dicken Sammelband zehn oder dreißig kleine Schriften, die eine eigene Signatur erhielten und ihrem ursprünglichen Zusammenhang – der als rein technisch induzierter und pragmatisch notwendiger angesehen wurde – entfremdet wurden. Der Direktor der Leipziger Universitätsbibliothek, Otto Glauning, schrieb 1933 in einem Beitrag zu Fritz Milkaus *Handbuch der Bibliothekswissenschaft* dazu das Folgende:

Um bei der Verwaltungsarbeit in der Verwendung der einzelnen Bücher nicht irgendwie behindert zu sein und ihnen die volle Freizügigkeit zu bewahren, wird man [...] die Forderung aufstellen müssen, daß jedes Buch für sich gebunden werden muß. In früheren Zeiten hat man darüber vielfach anders gedacht und vor allem kleinere Schriften ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihres Inhaltes, sofern sie nur annähernd von gleicher Größe waren, in größerer Zahl zu Mischbänden vereinigt, ein Verfahren, das wohl auch heutzutage noch von privaten Bücherbesitzern angewandt wird. Auch hierin können ihnen die öffentlichen Bibliotheken nicht folgen. Solche äußerliche Verbindung von innerlich nicht Zusammengehörigem ist für sie nicht tragbar. Sie bedeutet bei der Ausleihe das zwangsläufige Mitausderhandgeben einer ganzen Reihe von Schriften statt der allein gewünschten einen und damit zugleich die Vergrößerung der Gefahr des Verlustes, bei systematischer Aufstellung auch die Notwendigkeit der Durchbrechung der für sie geltenden Grundsätze. Bildung und Erhaltung oder Vermeidung und Auflösung solcher Bände waren Fragen, die in der Geschichte der Bibliotheken bei den älteren Bibliothekar-Generationen zeitweise eine sehr erhebliche Rolle gespielt haben: Johann Christian Götze, seit 1734 Leiter der kurfürstlichen Bibliothek in Dresden, löste sie um der strengen Durchführung der systematischen Aufstellung willen auf, Martin Schrettinger in München sah bei seiner Bevorzugung mechanischer Aufstellung kein Hindernis in ihnen und wollte sie bestehen lassen. Götzes Vorgehen ist durch die Vernichtung von reichem Einbandmaterial für die Geschichte des Einbandes verhängnisvoll geworden. Schrettingers Auffassung verdankt sie die Erhaltung wertvoller Stücke.⁴

4 Otto Glauning: Einband und Kennzeichnung des Besitzes, in: *Handbuch der Bibliothekswissenschaft*, hg. von Fritz Milkau, Leipzig 1933, Kap. IV, S. 206-236, hier S. 207. Auf S. 208 werden Sammelbände mit thematisch zusammengehörenden Schriften wie Schulschriften von Mischbänden unterschieden.

Formen der Ordnung und der Umordnung von Büchern

Die Bibliothekare des 18. und 19. Jahrhunderts hatten mit immer schneller wachsenden Büchermengen zu kämpfen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeugen zahlreiche Bibliotheksneubauten von der akuten Raumnot wissenschaftlicher Bibliotheken. Die Universitäten wuchsen, es gab staatliche Budgets für den Bucherwerb, schließlich basierte auch der Unterricht in den meisten Fächern immer stärker auf dem Medium Buch: Professoren produzierten Einführungs- und Forschungsliteratur um die Wette.

Auch intellektuell musste die Büchermenge bewältigt werden, und das bedeutete, die Katalogisierung so zu takten, dass sie mit dem Eingang der Medien Schritt halten konnte und zugleich die Benutzung derselben unkompliziert ermöglichte. Das Ergebnis davon waren Real- oder systematische Kataloge, welche zugleich die Buchaufstellung im Regal bestimmten. Dort waren die Bücher nach den Gegenständen geordnet, von denen sie handelten – etwa Japan, Hinduismus oder Literatur zu Cicero –, bzw. nach Disziplinen, also etwa Klassische Philologie, Medizin oder Mathematik. Die Regalsysteme waren so beschaffen, dass ein Um- und Dazwischenräumen immer möglich war. Öfter noch als das Umsetzen größerer Büchermengen war das Neuschreiben der Katalogbände notwendig, deren sachliche oder fachliche Einteilung immer differenzierter wurde. Zeugen dafür sind die großen handgeschriebenen Bandkataloge größerer Bibliotheken; in Leipzig zählte das Katalogwerk, das in den 1850er Jahren begonnen und 1940 abgebrochen wurde, am Ende 347 Folio-Bände.

Bei der sachlichen Ordnung in Aufstellung und im Katalog sorgten die Bibliothekare des 19. Jahrhunderts für eine gewisse Ökonomie. Es wurden nur Band- oder Zeitschriftentitel als zu katalogisierende Einheiten aufgenommen. Man verzeichnete Zeitschriften mit allen Bänden und vielfältigen Autoren und Themen mit nur einem Titel, genauso wie einen Misch- oder Sammelband, ganz ungeachtet der intellektuellen Anstrengung, die sich in diesem Werk manifestierte. Herausgeber wie Autoren wurden als singular verantwortlich für die physikalisch-intellektuelle Einheit namens Buch angesehen, welches maximal einen Eintrag in den Katalog verdiente. Man kann es auch andersherum schildern: Die physikalisch-intellektuelle Größe namens Buch wurde mit dem Namen einer Person belegt, die entweder ihr Autor oder ihr Herausgeber war. Neben den Real- oder systematischen Katalogen existierten Nominalkataloge. Hier bekam man Auskunft über Autoren und ihre Werke. Was der Nominalkatalog implizit fordert, nämlich eine neue Aufstellung der Bibliothek, jedenfalls innerhalb der Sach- oder Fachgruppen, ist jedoch nirgendwo vollständig durchgeführt worden. Es existieren jedoch reichlich Beispiele für die Operationen an Sammelbänden zugunsten

auktorial eindeutiger Einheiten, die keineswegs allein auf das Einwirken von Bibliothekaren zurückzuführen sind, sondern auch mit der Zirkulation der Werke auf dem Markt antiquarischer Bücher zu tun haben könnten.⁵ Besitzer von Sammelbänden waren ja eventuell schon damals gut beraten, diese in Portionen zu verkaufen; sie mussten dafür nur in neue Einbände investieren. Manchmal sieht man es den Werken an: Ein billiger Pappereinband ist vermutlich auf bibliothekarische Initiative hin entstanden, ein hübscherer Einband, vielleicht sogar aus Pergament, wahrscheinlich zur Wertsteigerung für den antiquarischen Buchhandel privat beauftragt.

Drei Entwicklungen kommen also im 19. Jahrhundert zusammen, die das Schicksal älterer Sammelbände problematisch werden lassen: einmal der intellektuelle Wunsch, Nominalkataloge möglichst so anzulegen, dass sie nicht nur den Bestand der Bibliothek so weit wie möglich erfassen, sondern auch die auszuleihende oder zu konsultierende Einheit, also den Band, definieren. Zum andern die Tatsache eines antiquarischen Buchmarkts, für den das Format des Sammelbandes ökonomisch unsinnig ist. Zum Dritten ist es die geistige Wertschätzung individueller Autoren, die man auf diese Weise zu realen Größen werden lässt.

In der Buchbinderlehre hält sich diese Auffassung bis heute, wie ein Zitat aus dem Jahre 2008 belegen mag: »Das fertige Manuskript, das ein Geistesmann in Händen hält, ist in Wahrheit das Buch.«⁶ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts schrieb Heinrich Schreiber in seiner *Einbandkunde*: »Alle Einbandkunst steht im Dienste des Buches – das Buch im Dienst des schöpferischen Geistes, der Ausdauer und Fortdauer in der Mit- und Nachwelt sucht.«⁷ Schreiber versteht die Herstellung des Bandes unmittelbar als materiale Äquivalenz einer geistesgeschichtlichen Tat. So kann er pathetisch ausrufen:

Jahrtausende war das Buch Zeuge geformter Ideen, ist es heute noch und wird es für absehbare Zeiten bleiben. Solch ein wichtiges Gefäß, das Dauer haben soll und dabei seinen Zweck je besser erfüllt, je mehr es gebraucht wird, darf nicht zu zerbrechlich sein. Dem Buchbinder ist die Aufgabe anvertraut, diese dauerhafte Schale herzustellen.⁸

Man wird von Buchbindern nicht erwarten können, das Binden gar nicht mehr zu empfehlen. Und es berührt durchaus sympathisch, wenn diejenigen, die mit der materialen Büchergestalt unmittelbar zu tun haben, den starken

5 Zum parallelen Phänomen der Herausstrennung von Graphik durch Kunsthändler und die Abgabe von ganzen Graphiksammlungen aus Bibliotheken an – dadurch oft erst begründete – Kupferstichkabinette siehe den Beitrag von Almuth Corbach in diesem Band.

6 Fritz Wiesel: *Der Bucheinband*, 7. Aufl., Hannover 2008, S. 9.

7 Heinrich Schreiber: *Einführung in die Einbandkunde*, Leipzig 1932, S. 8.

8 Ebd., S. 8f.

Glauben an individuelle Geistigkeiten pflegen. Auch kann niemand etwas gegen pragmatische Ratschläge haben wie den, Inkunabeln und alte Drucke – sollte die Notwendigkeit einer Neubindung unabweisbar sein – besser nicht zu beschneiden, wie es in einer fachmännischen Empfehlung von 1963 heißt.⁹ Wie weit aber geht das Verständnis für die Aussagekraft beschädigter Bücher, wie steht es beispielsweise um Wurmlöcher? Sollte man bei der Papieranfaserung davon absehen, Insektenlöcher in alten Drucken zu schließen?

Sprechende Buchkörper

Nur für Provenienzforscher könnten Wurmlöcher ähnlich heilig werden wie blutende Madonnenaugen. Die einmal gefressenen Gänge sind nämlich potentiell ein materialer Mehrwert, wenn er sich kulturgeschichtlich lesen und verzinsen lässt. Wer ahnt schon, welche Analyseverfahren uns künftig in die Lage versetzen wird, Insektenart, Ort und Zeit des Wurmfraßes aus den Gängen selber zu erkennen, die – ähnlich einer intensiv mit der Feder unternommenen Lektüre – das Werk durch Nutzungsspuren anreichern. Nur weil heute die Metadatenbanken noch keine DNA buchkontakthaltender Lebewesen – Insekten wie Menschen – enthalten, müssen wir nicht bei der Ästhetik der Defizienz und der Rhetorik der Schadensbeklagung verharren. Wir sind gerade erst dabei, die Typographie auch früher Drucke datentechnisch zu entziffern – warum nicht die bilderer kennenden Verfahren abwarten, um Seite für Seite die Biographie der Bücher jenseits ihrer Inhalte in Erfahrung zu bringen?

Ich habe unlängst im Lesesaal einen jungen Mann angesprochen, der ziemlich in die Länge geschossen war und zwei stattliche Bände zur Onomastik dem Freihandregal entnahm. Ach, sagte ich, Sie sind Namenkundler? Keineswegs, sagte er, ich nutze die Lexika als Stützen für meine Unterarme, weil ich sonst hier nicht bequem arbeiten kann. Es mag eine Zeit nicht fern sein, da uns hochsensible Sensoren auch über – so oder anders verursachte – Druckstellen in Büchern Auskunft geben, und erst recht analytischen Aufschluss verschaffen über Schrapnelle, Pistolenkugeln und andere in Büchern eventuell steckende Fremdkörper. In der Zwischenzeit können wir die Provenienzzgeschichte wenigstens um einen wurmlöchanalytischen Teil erweitern und die Mischbandzerlegungen des 18. und 19. Jahrhunderts mithilfe der Insektenmarkierungen

9 Hellmuth Helwig: Empfehlungen für die technische Gestaltung der Bibliothekseinbände für öffentliche wissenschaftliche Bibliotheken, zit. nach: ders.: Empfehlungen für die technische Gestaltung der Bibliothekseinbände für öffentliche wissenschaftliche Bibliotheken, Stuttgart 1970, S. 209-227, hier S. 221.

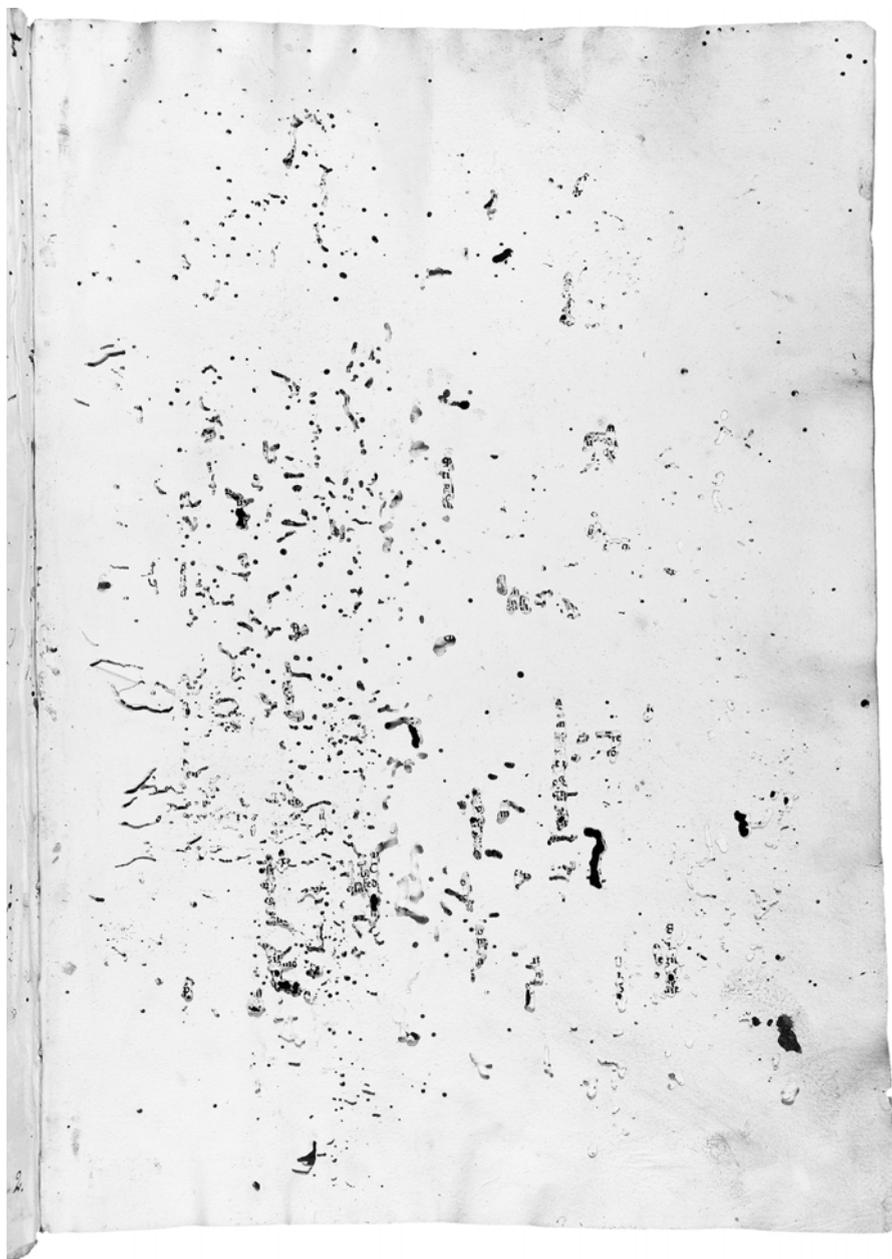


Abb. 2: Das Vorsatzblatt wird durch Wurmfraß zur Textvorschau; das Nacheinander der Seiten wird lochweise aufgehoben. Alvarus Pelagius: *De planctu ecclesiae*, Ulm: Johann Zainer, 1474, Universitätsbibliothek Leipzig, Ed.vet.1474,2

zurückverfolgen. Wir könnten jetzt schon Wurmlochmuster registrieren, die es erlaubten, ehemals einander benachbarte Drucke zu identifizieren (Abb. 2).

Die Aufhebung überlieferungsinduzierter Fragmentierung ist ein oft verfolgtes Ziel der Provenienzforschung, wie man aus der Handschriftenkunde weiß. Zusammenzufügen, was einmal zusammengehörte, gibt uns Zugang zu einem vergangenen Moment der literarischen Kultur, einem Stück wirklichen Lebens der Texte.

Angesichts der von Menschen selbst fragmentierten Misch- und Sammelbände sollten wir also den Insekten durchaus dankbar sein, uns Nachbarschaften erschließen zu lassen, die mangels anderer Quellen nicht historisch bewahrheitet werden können. Oft ist das Wissen darum mit den Bänden selbst verschwunden, denn nur selten gab es Gelehrte wie Konrad Peutinger, dessen eigenhändige Bibliothekskataloge auch seine zahlreichen Sammelbände verzeichneten. Herzog August hat durch noch größeren Fleiß und betriebsame Katalogisierung in Wolfenbüttel den Neusortierern späterer Zeiten ebenfalls katalogtechnisch vorgebaut.¹⁰

Was die Wiederherstellung einer anschaulichen Bibliothekswirklichkeit der Misch- und Sammelbandzeit heute, in der Zeit individualistischer Geist- wie auch Körperkultur, an grundsätzlichem Verständnis befördern kann, ist in wenigen Stichworten das Folgende:

- 1) Frühneuzeitliche Bibliotheken können als buchgefüllte Forschungs- umgebungen rekonstruiert werden. Damit erscheinen Lektüre- und Arbeitszusammenhänge.
- 2) Die Nutzungsrealität der Bücher wird erfassbar, etwa wenn Bücherwürmer tierischer Art die Pausen der Bücherwürmer menschlicher Art protokollieren.
- 3) Der Sinn für Nachbarschaften von Texten würde geweckt, nicht nur als intellektuelle Realität (wie in jedem Buch über darin enthaltene Verweise auf andere Bücher), sondern als materiale, beschreibbare Gegebenheit, die für jeden Benutzer zum Texterlebnis dazugehört.
- 4) Jegliche Textproduktion würde im Rückblick auf das Druckzeitalter besser rekonstruierbar, weil die Konstellation vorhandener Texte und Kontexte beschrieben werden kann.

Das Forschungsfeld bleibt eingeschränkt. Zugleich aber gilt, dass der materiale Paratext, den ein Wurmgang darstellt, die Idee einer Bibliothek als kontinuierlicher Textsammlung am besten vermittelt.

¹⁰ Vgl. U.J.Schneider: Der Ort der Bücher in der Bibliothek und im Katalog am Beispiel von Herzog Augusts Wolfenbütteler Büchersammlung, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 59 (2005), S.93-106.

Das kulturwissenschaftliche Versprechen der analytischen Wurmlochforschung

Im 18. und 19. Jahrhundert bestand das Moderne, das Neue, das Zukünftige in der individuellen Verfasserschaft, was sich im Vorrang des Nominalkatalogs und in der bibliothekarisch-bibliographischen Praxis ausdrückte. Mit der Durchsetzung des Urheberrechts wie auf der anderen Seite des Patentwesens hat der Gedanke der Verwertung von Innovation auch eine wirtschaftliche Macht erlangt. Dieser Blick auf exklusive Urheberschaft und individuelle Innovation schrieb die Geistesgeschichte um und machte es möglich, dass retrospektiv geschichtliche Bewegungen vornehmlich an individuellen Figuren festgemacht wurden: der Buchdruck an Gutenberg, die Reformation an Luther, die Naturwissenschaft an Descartes oder Kopernikus, die Medizin an Harvey usw. Derselbe Blick hat auch diejenigen beseelt, die den Sammelbänden des 16. und 17. Jahrhunderts gegenübertraten und dort mit dem Messer versuchten, revolutionäre geistige Potentiale freizulegen, indem man den Texten eine veränderte Gestalt gab: die des einzelnen Bandes. Man hat beispielsweise den ersten Brief von Columbus über die Entdeckung des Kontinents, den man später Amerika nannte, als schmales Bändchen ausgestellt, es innerhalb der Bibliothek isoliert, wo dieser Text von 1493 zuvor keinesfalls ungebunden herumlag. Dasselbe ist mit den Traktaten einiger Reformatoren geschehen. Das Urheberprinzip wurde auch handwerksgeschichtlich angewandt, so wenn man in den Bibliotheken frühe Werke nach Druckern separierte, um beispielsweise die Aktivitäten einzelner Druckwerkstätten nach Orten zu demonstrieren.

Das Unternehmen der Auflösung von Sammelbänden ist fragmentarisch geblieben. Was aber bleibt, ist vor allem ein zerstörerischer, gegen ehemalige ›Bindungen‹ gerichteter Impuls, den wir heute lesen können als Ausweis einer Gleichgültigkeit gegenüber einem Überlieferungsgeschehen, das nicht nur als Tatsache Respekt verdient, sondern auch seine eigenen Anlässe besaß. So wurden Texte ganz physisch gerettet, indem man sie in solide Sammelbände steckte, die vielen mechanischen Zufällen und Missgeschicken und sogar dem Feuer einigermassen gut widerstehen konnten. Sollten wir heute an der Revolution des 19. Jahrhunderts in Richtung auf die Verherrlichung individueller Autorschaft etwas korrigieren wollen, dann beispielsweise durch eine Forschung nach der Provenienz, das heißt nach der Überlieferungsgeschichte einzelner Schriften, die uns in vielen Fällen auf Sammelbände zurückführen würde, die es oft nicht mehr gibt. Und hier kommt der Wurm ins Spiel, und zwar präzise derjenige Wurm, der noch zu Zeiten, als Sammelbände vollständig existierten, wirksam war und mit seinen Gängen mehrere Texte verband.